

Symbole im Marathonlauf

Zachar, Alina

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Zachar, A. (2004). Symbole im Marathonlauf. *SWS-Rundschau*, 44(2), 183-205. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-165044>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Symbole im Marathonlauf

Alina Zachar (Wien)

Marathonlauf ist zunehmend zu einem Trendsport geworden. Vermutlich verbinden wir alle mit dem Wort Marathon zahlreiche Bilder und Assoziationen. In diesem Artikel möchte ich daher den Fokus auf Marathonlauf als Symbol legen. Im Besonderen geht es mir um die Sicht der LäuferInnen, die mittels qualitativer Interviews und deren Auswertung erhoben wurde. Wie verstehen und interpretieren sie Marathonlauf, welche Bedeutungen werden dem Marathonlauf zugeschrieben? Dabei geht es sowohl um manifeste als auch um latente Bedeutungen. Es ergibt sich ein breites Spektrum an oft gegensätzlichen Möglichkeiten, den Marathonlauf zu interpretieren. Das Faszinierende dabei ist, dass es Marathonbewerbe oft ermöglichen, Gegensätze gleichzeitig zu erleben, wie etwa Anpassung an gesellschaftliche Strukturen gegenüber Rebellion, Freiheit gegenüber Grenzen, hervorstechen gegenüber durchschnittlich zu sein.

1. Einleitung

Wer sich für das Marathonlaufen entscheidet, drückt damit eine bestimmte Vorstellung über Sport, Körperhandhabung und Freizeitgestaltung aus. Auch in der Gesellschaft gibt es zu dieser Sportart die unterschiedlichsten Assoziationen und Bilder, die sich mit dem historischen und gesellschaftlichen Umfeld sowie abhängig von den jeweils geltenden Wertvorstellungen verändern.

Daher möchte ich zunächst den Ursprung des Marathonlaufs und die unterschiedlichen Bilder von LäuferInnen in der Geschichte behandeln. Dies ermöglicht es, nachzuvollziehen, wie sehr diese Bilder und Zuschreibungen gesellschaftlich geprägt sind. Der historische Rückblick ist auch deshalb wichtig, weil ich in meiner Untersuchung versuche, die persönlichen Bedeutungen, welche LäuferInnen dem Marathonlauf zuschreiben, mit gesellschaftlichen Bedingungen in Beziehung zu setzen. Dabei arbeite ich mit Kategorien, die mittels qualitativer Interviews gefunden wurden und die auch den weiteren Aufbau dieses Artikels bestimmen. Ich gehe damit auf unterschiedliche »Lesarten« bzw. »Betrachtungsweisen« von Marathonlauf ein: Anerkennung, Geschlechterverhältnisse, Fitness und Körperbilder sowie das Verhältnis von Arbeit bzw. Freizeit zu Marathonlauf. Im Kapitel »Strukturen« soll ein Blick hinter jene Betrachtungsweisen versucht werden.

2. Bedeutungswandel des Marathonlaufs und des Bildes der LäuferInnen

42,195 Kilometer – die Distanz für »den« klassischen Marathon, und zugleich eine Zahl, die viel an Geschichte(n), Legende und Mythos in sich birgt. Beim klassischen Marathonlauf handelt es sich eigentlich um ein olympisches Märchen, welches Michael Bre-

hal begründete, indem er die Distanz von Marathon nach Athen als Disziplin für einen Laufbewerb der Olympischen Spiele 1896 in Athen vorschlug (Krämer/ Zobel 1995). Damit wollte er der Tat eines Soldaten namens Pheidippides ein Denkmal setzen, welcher nach einer Schlacht der Athener mit den Persern 490 v. Chr. die 40 Kilometer lange Strecke von Marathon nach Athen zurückgelegt und dort mit den Worten »Freut euch, wir haben gesiegt!« tot zusammengebrochen sein soll. Diese Darstellung fehlt jedoch bei Herodot, der 50 Jahre später die Ereignisse anhand von Soldatenberichten rekonstruierte (Krämer/ Zobel 1995). Von einem Läufer Pheidippes wird zwar berichtet: Dieser soll aber zunächst nach Sparta geschickt worden sein, um Hilfe zu holen. Er lief danach nach Athen weiter (500 Kilometer in vier bis fünf Tagen), sei aber nicht tot zusammengebrochen.¹ Die Legende von Pheidippides tritt bei Lukian (120–189 n. Chr.) zum ersten Mal auf, nach Sonntag (1985) habe allerdings schon Plutarch (45–125 n. Chr.) darüber berichtet.

Diese Legende bot sich als »Soldatendenkmal« auch als Symbol für Geschichtsmythen an – heldenhafter Soldat opfert auf dem Feld der Ehre sein Leben – und passte somit gut in das nationalistische Gedankengut vor allem des 19. und 20. Jahrhunderts.² »Freut euch, wir haben gesiegt!«, die Größe jenes Läufers, seine Vaterlandsliebe und der schnelle Tod – diese Erzählung sollte Jahrhunderte lang die Phantasie der Menschen bewegen (Pramann 1999).

Anlässlich des ersten olympischen Marathonlaufs der Neuzeit wurde die nationalistische Instrumentalisierung des Marathonlaufs deutlich: Die Marathonbegeisterung war groß und die Griechen trachteten nach einem griechischen Sieg – 14 von 18 Läufern stammten aus Griechenland (Krämer/ Zobel 1995).

Vor allem die an den Spielen in Athen teilnehmenden Athleten verbreiteten diesen Bewerb über die »neuartige« Distanz weiter. Noch im selben Jahr fanden Läufe in Budapest, Oslo und New York statt, Boston folgte 1897. Marathonlauf war zu dieser Zeit auch eine rein männliche Disziplin, Frauen waren bei den meisten Volksläufen erst ab den 1970er-Jahren und bei den Olympischen Spielen erst 1984 für diese Distanz zugelassen. Der Marathonlauf galt lange Zeit als extrem strapaziös und bei Volksläufen fanden sich nur wenige Läufer ein. Die Bewerbe wurden zunächst in Parks abseits der Stadt und abseits jeglicher Öffentlichkeit abgehalten.

-
- 1 Nach Kertesz (1991) sei das gesamte Heer der Athener nach Athen gerannt, um die Perser davon abzuhalten, die Stadt anzugreifen. Auch sei die Strecke von Marathon nach Athen nicht 42 Kilometer, sondern weniger als 30 Kilometer lang.
 - 2 Auch der Nationalsozialismus nutzte die Legende für seine Zwecke. Spiridon Louis, der Sieger über die Marathondistanz bei den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit 1896, führte 1936 in Berlin die griechische Mannschaft in das Olympiastadion, ließ sich »nach allen Regeln nationalsozialistischer Kunst der Inszenierung von geschichtsträchtigen Symbolen« vorführen und überreichte Hitler bei den Eröffnungsfeiern einen Ölzweig. Dies wird von der offiziellen Olympiazeitung folgendermaßen beschrieben: »In seiner Hand ist der schlichte Ölzweig aus dem Hain von Olympia. Vor vierzig Jahren gewann er den ersten Marathonlauf. Heute bringt er dem Schirmherrn der XI. Spiele den Gruß seiner Heimat ... Der griechische Marathonsieger steht Auge in Auge mit Adolf Hitler. Ein paar Worte als Gruß, die edle Verbeugung eines Bauern, der Stolz im Antlitz Adolf Hitlers. Der schönste Augenblick der Eröffnungsfeier ist vorüber ... « (zit. in: Krämer/ Zobel 1995, 20).

Heute aber hat der Marathonlauf als Event schon in alle größeren Städte Einzug gehalten. Ein erster signifikanter Anstieg von TeilnehmerInnen wurde 1976 in New York erreicht – von 534 (1975) auf 2.090 LäuferInnen (und von 43 auf 88 Frauen). Die Strecke des Bewerbs verlief zum ersten Mal nicht wie üblich durch Parks außerhalb der Stadt, sondern durch fünf Stadtteile, »um die Stadt zu vereinen«. Damit wurden neben einer Vielzahl von LäuferInnen neue Zielgruppen der Öffentlichkeit angesprochen: Marathonlauf war nun auch für ZuschauerInnen und Medien sichtbar und erweckte deren Neugier.

Die größeren TeilnehmerInnenfelder haben wohl auch mit einem geänderten Bild von LäuferInnen und des gesellschaftlichen Kontexts zu tun. In der ursprünglichsten Form waren Laufen, Jagen und Sammeln Teil des Lebens und des Überlebens gewesen. Als die Menschen sesshaft wurden, wurde Laufen auch zum Beruf. So dienten Läufer als Nachrichtenboten, hauptsächlich für militärische Zwecke. Nicht zuletzt waren sie als Übermittler von Nachrichten ein strategisches Werkzeug. Läufer waren in Europa seit alters her beim Adel oder beim Hof für die Übermittlung privater Nachrichten zuständig und sie mussten ein Tagespensum von etwa 35 bis 40 Kilometern absolvieren. Allmählich entwickelte sich zunächst ein privates und dann ein staatliches Postsystem. Die Läufer wurden von Kutschen abgelöst und waren allenfalls bei der Klapperpost, also beim Austragen der Briefe anzutreffen. Der Adel »hielt« sich aber trotzdem noch Läufer, weil gute Läufer doch schneller als Postkutschen waren und sie auch Prestigeobjekte darstellten. Einzelne Adelige ließen ihre Läufer oft gegeneinander antreten und schlossen Wetten auf sie ab (Sonntag 1985, Kreitz 1996).

Geprägt durch die Ideen der bürgerlichen Revolution von 1848 richtete sich die öffentliche Meinung aber immer mehr gegen die Feudalvergnügen des Laufens vor den Kutschen und der Wettbewerbe.³ Die Läufer wurden im Nachhinein als Opfer un menschlicher Ausbeutung angesehen, ihr Berufsstand löste sich auf (Sonntag 1985). Aus dem Stand der BotenläuferInnen (dazu zählten auch einige wenige Frauen) gingen im 18. und 19. Jahrhundert die Schauläufer hervor, die sich am Jahrmarkt einem Publikum präsentierten. Es entstand ein bestimmtes ZuschauerInnen-Interesse, was nach Sonntag (ebd.) wichtig für die Entwicklung des Sportlaufens wurde, da der Läufer für seine Leistungen Anerkennung, öffentlichen Ruhm, Prämien und Beifall der ZuschauerInnen ernten konnte.⁴

Die einst selbstverständliche Leistung der BotenläuferInnen rückte jedoch im 19. Jahrhundert mit dem Schaulaufen in den Bereich des Spektakulären – die Verbindung zum Alltag und den Bedürfnissen der Menschen ging verloren. In einer Zeit, als zunehmende Technisierung das Leben erleichterte, erschien eine körperliche Betätigung wie Laufen unverständlich, abwegig und ungesund. Dieses medizinische Schondenken war

3 Die Wettbewerbe für die herrschaftlichen Läufer mussten z. B. in Wien immer bei der Polizeidirektion beantragt werden. Ein Kommentar der Polizeidirektion Leopoldstadt forderte 1848 die »Abschaffung des Wettlaufes der herrschaftlichen Läufer als inhumanes barbarisches Fest. Auch sei das Wettlaufen nach ärztlichem Ausspruche mit den nachtheiligsten Folgen für die Gesundheit verbunden ... « Weitere Wettläufe wurden nach 1848 weder beantragt noch abgehalten.

4 Adelige stellten zwar Preisgelder in Aussicht, die Läufer »gehörten« ihnen jedoch nicht mehr.

für das 19. Jahrhundert charakteristisch, wenngleich die einzelnen Schauläufer als »Exoten« der Gesellschaft faszinierten und bewundert wurden. Das medizinische Schondenken wurde allerdings im Verlauf des 20. Jahrhunderts im Zuge der weiteren Technisierung und der Zunahme von vornehmlich im Sitzen verbrachter Tätigkeiten auf Kosten körperlicher Arbeit von einem neuen Gesundheitsbewusstsein und dem Wunsch nach Bewegung abgelöst.

Zusätzlich wird Marathonlauf heute auch als Demonstration von Stärke, Fitness und Leistungsfähigkeit angesehen und als solche akzeptiert (siehe etwa Kreitz 1996, Schmid 1993). Zum Teil wirken aber immer noch jene Mythen über LäuferInnen nach, die Stoll (2000) anhand der Medienberichterstattung analysierte und mit einem Querschnitt von Forschungsergebnissen aus den letzten drei Jahrzehnten verglich. Diese Mythen transportieren Bilder von LäuferInnen als introvertierte EinzelgängerInnen oder auch als »Endorphin-Junkies.«⁵

Bilder und Mythen verändern sich in Wechselwirkung mit der gesellschaftlichen Basis. Damit sagen sie auch etwas über die gesellschaftliche und individuelle Bedeutung des betrachteten Gegenstandes, in diesem Fall des Marathonlaufs, aus. Auch Bilder und Bedeutungen des Marathonlaufs bzw. der LangstreckenläuferInnen haben sich wie oben bereits erwähnt im Zeitverlauf gewandelt.

In meiner Untersuchung behandle ich vor allem folgende Frage: *Wie verstehen und interpretieren die LäuferInnen Marathonlauf, welche Bedeutungen werden dem Marathonlauf zugeschrieben, welche Symbole werden vermittelt und wahrgenommen?* Dabei geht es sowohl um manifeste als auch latente Inhalte. Bevor ich die Antworten auf diese Fragen zusammenfasse, möchte ich noch die Methodik meiner Untersuchung vorstellen.

3. Methodik

Zur Beantwortung meiner Fragestellung entschied ich mich für eine qualitative Erhebung und Auswertung. Zwölf LäuferInnen – fünf Frauen und sieben Männer – zwischen 20 und 50 Jahren wurden mittels halbstrukturierter Interviews vor dem Vienna City Marathon 2002 (April/Mai 2002) befragt. Sieben dieser Personen – drei Frauen und vier Männer – bildeten die ursprünglich interessierende Zielgruppe von LäuferInnen, die die Marathondistanz in drei bis vier Stunden bewältigen. Je ein Läufer und eine Läuferin, die dafür deutlich mehr als vier Stunden benötigen, wurden darüber hinaus interviewt, um auch Einblick in die Welt der regelmäßig, aber nicht so streng Trainierenden zu erhalten. Ich achtete darauf, LäuferInnen mit verschiedenen Berufen bzw. unterschiedlichen sozialen Positionen zu berücksichtigen. Um das Bild abzurunden, bezog ich noch drei »extreme« MarathonläuferInnen mit ein: einen Spitzenläufer, einen »Marathonsammler« (mit 115 Marathons) und eine Langstreckenläuferin, die aber

5 Die einzelnen Studien zum angeblichen oder tatsächlichen »Endorphin-Kick« können an dieser Stelle nicht ausführlich beschrieben werden. Die Ergebnisse zahlreicher mit standardisierten Persönlichkeitsfragebögen durchgeführter Untersuchungen erwiesen sich unabhängig vom Design als widersprüchlich, heterogen und nicht aussagekräftig (Stoll 2000, Kreitz 1996, Schmid 1993).

an keinen Marathonbewerben teilnimmt.⁶ Die meisten InterviewpartnerInnen gaben an, dass es ihnen Spaß mache, über ihr Hobby zu reden und dies für sie eine angenehme Abwechslung sei: Meist reagierten ihr Freundeskreis bzw. nicht laufende Bekannte leicht entnervt, wenn sie wieder mit Liebe zum Detail über Trainingsplan, Ziele, Training und Laufen allgemein sprechen würden.

Die Kontaktaufnahme mit den LäuferInnen erfolgte einerseits persönlich (Ansprechen beim Training auf der Prater Hauptallee, bei der Startnummernausgabe für den Vienna City Marathon, Vermittlung über Bekannte), andererseits auch über Diskussionsforen im Internet (www.vienna-marathon.at, www.runnersworld.at).

Die Schwerpunkte der Befragung umfassten zunächst die Bedeutung dieser und die Motive für diese sportliche Aktivität, das persönliche Erleben des Marathonlaufs, die Auswirkungen des Marathonlaufs auf den eigenen Alltag sowie die Einschätzung des gesellschaftlichen Stellenwerts dieser Sportart. Die Interviews dauerten im Schnitt etwa eineinhalb Stunden, mit einer Spanne zwischen 40 Minuten und drei Stunden. In transkribierter Form umfassten die Interviews mehrere hundert Seiten. Nach der Transkription wurden die Interviews einerseits mittels zusammenfassender Inhaltsanalyse ausgewertet: Damit sind hauptsächlich Aussagen über die wesentlichen Inhalte des Materials möglich, wobei sich die Datenmenge und Bedeutungsvielfalt insofern reduzieren, als gleiche oder ähnliche Aussagen zusammengefasst und wesentliche Deutungsmuster oder Kernaussagen herausgearbeitet werden (Mayring 1999, Flick 1995, Lamnek 1993).

Andererseits wurden die Interviews passagenweise auch mittels Sequenzanalyse interpretiert. Für die Wahl der Sequenzanalyse war die Überlegung ausschlaggebend, dass in jedem Textteil bestimmte Kontextstrukturen und Handlungslogiken reproduziert werden, wobei es eher um das Erfassen latenter Strukturen als des manifesten Aussagegehalts geht. Dabei wird eine exakt transkribierte Textsequenz innerhalb einer Auswertungsgruppe analysiert: Fragen zur vordergründigen Bedeutung, zur Funktion der Äußerung, zu latenten Bedeutungen, grammatikalische Konstruktionen oder sprachliche Besonderheiten lassen dabei auf Charakteristika eines sozialen Systems schließen, das solche Aussagen nahe legt (Froschauer/ Lueger 1998).

4. Zentrale Untersuchungskategorien

Die im Folgenden dargestellten Ergebnisse basieren auf der Erhebung meiner Diplomarbeit (Zachar 2003).⁷ Die gesamten Kategorien zu präsentieren, würde den Umfang dieses Artikels sprengen. Daher konzentriere ich mich auf jene, die für mich die zentralen Bedeutungen des Marathonlaufs aus der Sicht der LäuferInnen darstellen. Den Ma-

6 Bei qualitativen Methoden soll die Berücksichtigung von Extrempositionen innerhalb einer Subgruppe, manchmal auch aus ganz unterschiedlichen Kontexten, detailliertere Aussagen über die interessierende Stichprobe ermöglichen.

7 In der Diplomarbeit behandelte ich ebenso die Frage, warum sich BreitensportlerInnen, die heute Zeiten laufen, die früher nur einer kleinen Leistungselite vorbehalten waren, besonders zur Marathondistanz hingezogen fühlen.

rathonlauf selbst interpretiere ich als Symbol, dem gesellschaftlich unterschiedliche Bedeutungen beigemessen werden. Mir geht es im Besonderen um die Sicht der LäuferInnen: *Wie verstehen, interpretieren sie ihr Symbol »Marathonlauf«, welche Bedeutungen werden dem Marathonlauf zugeschrieben?*

Für die Beantwortung dieser Frage wähle ich aus den vorhandenen Kategorien jene aus, welche einerseits Marathonlauf als Symbol am besten charakterisieren und welche andererseits auch auf dahinter stehende »Lesarten« schließen lassen. Dabei geht es sowohl um manifeste als auch um latente Inhalte des Marathonlaufs.

Bei der ersten im Folgenden beschriebenen Kategorie (Kap. 5) handelt es sich um die von den LäuferInnen wahrgenommene Anerkennung, die ihnen entgegengebracht wird – Marathonlaufen wird von anderen Menschen geachtet und kann bewundert werden. Die Kategorie Geschlechterverhältnisse (Kap. 6) reflektiert, symbolisiert und beschreibt die unterschiedlichen gegenseitigen Wahrnehmungen von Läuferinnen und Läufern, was zum Teil auch Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Geschlechterrollen ermöglicht. Fitness und ein entsprechendes Körperbild, die nächste von mir behandelte Kategorie (Kap. 7), gelten in unserer Gesellschaft für sich schon fast als Symbole. Das Wechselwirkungsverhältnis von Fitness und Körperbild sowie der Beitrag des Marathonlaufs dazu werden ebenso betrachtet wie die Beziehung von Arbeit bzw. Freizeit zum Marathonlauf (Kap. 8 und 9). Zuletzt soll mit der Kategorie »Strukturen« noch ein Blick »hinter die Symbole« bzw. Betrachtungsweisen geworfen werden. Ich stelle die Frage: *Welche Bedeutungen hat Marathonlauf für die LäuferInnen über die bisher beschriebenen kollektiven Bedeutungen hinaus?* (Kap. 10).

5. Anerkennung

In den Interviews nahm das Thema Anerkennung mit seinen unterschiedlichsten Ausprägungen insgesamt einen recht großen Raum ein. Wenn Anerkennung ein Resultat des Marathonlaufs sein kann, dann scheint Marathonlauf in unserer Gesellschaft akzeptiert zu sein, vor allem die damit verbundenen Werte und Symbole wie Jugendlichkeit, Ausdauer, Konsequenz und Selbstdisziplin. Das lange Zeit verbreitete Bild von einsamen Verrückten hat sich demnach gewandelt,⁸ und ist jenem von jungen, fitten, dynamischen, zielstrebigem und belastbaren Menschen gewichen. Anerkennung hängt in diesem Fall auch damit zusammen, sich von anderen zu unterscheiden, hervorstechen (Elias 1987, 192) und etwas Bedeutendes geschafft zu haben.

Marathon entspricht also scheinbar etwas Bedeutendem, bei Marathonveranstaltungen mit vielen LäuferInnen auch einer gesellschaftlichen »Bedeutungsschablone«, die man sich zwar aussuchen kann, die jedoch bereits vorgefertigt ist. Damit erringt man auch dann Anerkennung, wenn man sich den Wünschen und Vorstellungen anderer anpasst. Welche Bedeutungen und welche gesellschaftlichen und individuellen Bedürfnisse dahinter stehen, werde ich im Folgenden aufzeigen.

8 Nicht nur Bekannte, sondern auch das anonyme Publikum bejubeln die LäuferInnen und vermitteln ihnen Anerkennung. Das Zujubeln trägt zur für den Marathonlauf charakteristischen Atmosphäre bei.

Das Bedürfnis und der Wunsch nach Anerkennung sind häufig genannte Gründe für die Teilnahme an Marathonbewerben. Beim Marathonbewerb scheint es in gewissem Sinn um den Wunsch nach gesellschaftlicher Anerkennung, um die Anerkennung von FreundInnen, Bekannten und ArbeitskollegInnen zu gehen. Dies erinnert an das von Maslow (siehe dazu Greenberg/ Baron 1997) beschriebene Bedürfnis nach Anerkennung, die vierte Stufe auf seiner Bedürfnispyramide. Anerkennung zählt nach Maslow zu den sekundären Bedürfnissen, welche psychischen und vor allem auch sozialen Ursprungs sind und im Umgang mit Menschen gelernt werden; demnach ist Anerkennung auch ein wesentlicher Bestandteil für das Funktionieren einer Gesellschaft. Insbesondere in westlichen Gesellschaften umfasst dieses Bedürfnis das Streben nach Stärke, Leistung, Kompetenz, sowie nach Prestige, Status, Ruhm und Macht.⁹ Auch dem bzw. der Leistungsstarken wird Anerkennung gezeigt.

Anerkennung des Einzelnen im Sinne von Wertschätzung und Achtung ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis, das auch gelten soll, ohne dass das Individuum dafür etwas leisten muss. Anerkennung scheint für das Selbstbewusstsein wichtig zu sein, sie vermittelt für eine bestimmte Zeit Sicherheit und Stabilität. Allerdings scheinen wir heute in einer Gesellschaft zu leben, in der Leistung oftmals als eine notwendige Voraussetzung für Anerkennung gilt. Dabei handelt es sich um eine Anerkennung anderer Qualität, die stark mit jenen gesellschaftlichen Normen zusammenhängt, die definieren, was anerkannt wird und was nicht. Diese Art der Anerkennung kann in der Gesellschaft aber auch durch Symbole bzw. Handlungen erworben und nach außen präsentiert werden. Marathonlauf scheint sich als ein solches Symbol anzubieten.

In unserer Gesellschaft werden MarathonläuferInnen Attribute wie Zielstrebigkeit, Ausdauer, Konsequenz, Disziplin und Härte zu sich selbst zugeschrieben. Diese Zuschreibungen werden auch in den Interviews deutlich: »Es«, die Strecke, einmal geschafft zu haben, geben einzelne Befragte durchaus auch beim Verfassen von Lebensläufen an. »Es« geschafft zu haben, heißt auch, schwierige Bedingungen (im Training und Rennen) gemeistert und daraus gelernt, die Herausforderung angenommen und das Problem bewältigt zu haben. Die Herausforderung liegt in der Ungewissheit/ Spannung, die mit der Bewältigung der »magischen Distanz« einhergeht – vor allem die Länge der Strecke wird als schwierig erlebt.

Meine GesprächspartnerInnen erwähnten im Zusammenhang mit den dabei erlebten Grenzen selten ein isoliertes Erlebnis, wie dies etwa vielfach in Laufbüchern und Trainingsratgebern der Fall ist (»der Mann mit dem Hammer« bei Kilometer 32), sondern vielmehr die letzten zehn Kilometer. Auch das harte Training stellt eine Herausforderung dar. Das Bewältigen von Herausforderungen ermöglicht Selbsterfahrung und vermittelt Selbstbestätigung wie Anerkennung der eigenen Leistung und Person. Es scheint fast so, als dienten die vorgegebenen Symbole (wie Härte zu sich selbst, Durchhaltevermögen, Problemlösekompetenz, Stärke, Kraft, ...) für die eigene Person als eine

9 Problematisch kann der Wunsch nach Anerkennung allerdings dann werden, wenn er mit dem Wunsch nach Liebe, Nähe und Geborgenheit gleichgesetzt wird, insofern als man nur geliebt wird, wenn man tatsächlich etwas geleistet hat. Rogers (1994) bezeichnet dies als bedingte Anerkennung.

Art Stütze oder Orientierungshilfe, um sich auch selbst anerkennen und ernst nehmen zu können.¹⁰

Der Marathonwettbewerb wird in einem Interview als »Sturm im Wasserglas« bezeichnet (neun weitere InterviewpartnerInnen erzählen mit anderen Begriffen ähnliches), ebenso als Probefeld für das Lernen in schwierigen bzw. Grenzsituationen: Marathon ermöglicht eine Selbsterfahrung, wie mit diesen Bedingungen umgegangen werden kann, um Problemlösungen zu lernen und sich in einem geschützten Raum mit Herausforderungen auseinander zu setzen – indem man nicht ausweicht, sondern dranbleibt und sie zielstrebig verfolgt. Marathon wird als eine Form von Überlebens-training am Asphalt geschildert, wo einem nichts anderes passieren kann als zu erfahren, dass »nach jedem Tief wieder ein Hoch kommt« (Kreitz 1996, Schmid 1993).

Neben der zurückgelegten Distanz stellt auch die gelaufene Zeit ein Prestige-Symbol für LäuferInnen dar: Ob es nun vier, dreieinhalb oder drei Stunden sind – die gelaufene Zeit konstruiert eine Hierarchie innerhalb der LäuferInnen. Jeder und jede kann unabhängig von Alter, Geschlecht, sozialem Status oder Lebenseinstellung unter der Voraussetzung eines entsprechenden Trainings und einer entsprechenden körperlichen Verfassung an einem Marathonlauf teilnehmen. Die erlebte Anerkennung ist direkt auf die eigene Leistung bzw. Zeit zurückzuführen und nicht an berufliche oder andere soziale Vorgaben gebunden (Kreitz 1996, Schmid 1993).

Marathon ist damit eine demokratische Sportart, sofern man sich das Nenngeld leisten und Zeit für das Training erübrigen kann. In diesem Sinn scheint auch Plessners (1975, 15) Einschätzung zutreffend zu sein: »Wo sonst ist in gewissem Sinn die klassenlose Gesellschaft verwirklicht? Im Sport.« Im Sport könne der Mensch nach Plessner das verwirklichen, was die Demokratie nur rechtlich garantiere: »Anspruch auf sozialen Aufstieg, auf Anerkennung und gleiche Chancen im Leben« (ebd., 16). Auch die Interviews erzählen davon: Neben der Tatsache, dass Spitzen- und HobbysportlerInnen dieselbe Strecke zurücklegen, werden im Marathonlauf soziale (Macht-) Hierarchien eingeebnet: Frauen und Männer, Prominente und ArbeiterInnen, PolitikerInnen und Angestellte, mächtige und weniger einflussreiche Menschen absolvieren diese Strecke gemeinsam. Die beim Marathon erbrachte Leistung muss man sich demnach erarbeiten und kann sie nicht erkaufen. In zwei Interviews kommt die Genugtuung zum Ausdruck, dass die »Vorzeichen einmal umgekehrt« sind, indem die GesprächspartnerInnen angeben, einige PolitikerInnen überholt zu haben.

Trotz der Genugtuung über »neu geordnete Hierarchien« bringen die von mir interviewten LäuferInnen den Marathon laufenden PolitikerInnen neben abwertenden Kommentaren wie »Mediengag« und »Kamerageilheit« überwiegend hohe Achtung entgegen: Marathonlauf werde demnach nicht als symbolisches Kapital eingesetzt. Das zeigt sich an Feststellungen wie: »Nur um in die Medien zu kommen, tut sich das kein

10 Damit behaupte ich weder, dass die Interviewten den Marathonlauf als ausschließliches Mittel für Selbstanerkennung brauchen, noch dass eine bedingungslose Selbstachtung generell unmöglich ist. Vielmehr scheint es ein gesellschaftliches Phänomen zu sein, vorgegebene Symbole als Orientierungshilfe zu betrachten.

Politiker an«, an der Bewunderung, dass PolitikerInnen trotz ihres dichten Zeitplans trainieren, trotz Stress noch etwas leisten können und belastbar sind. PolitikerInnen vermitteln somit das Bild, härter zu sich selbst sein zu können als andere, und sich damit noch zusätzlich abzuheben. Ottomeyer spricht in seinem Buch »Die Haider Show« (2000) von einer »Männlichkeitsprüfung« und Selbstdisziplinierung. Dass PolitikerInnen an Marathonläufen teilnehmen, steht für Sicherheit, Problemlösungskompetenz und besonders effizientes Zeitmanagement. Vergleichbare Zuschreibungen gelten für den Vater, der trotz Stress im Beruf immer bessere Zeiten läuft. Marathon zeigt ein »doppeltes Trotzdem« auf – *trotz* der Länge und der Schwierigkeiten der Marathon-Strecke den Bewerb durchzuhalten, und dem Training *trotz* anderer Freizeitaktivitäten und dem Beruf nachzugehen. Marathon vermittelt somit ein Bild von Stärke.

6. Geschlechterverhältnisse

Marathonlauf war lange männlich dominiert und galt auch aufgrund der antiken Legende als extrem strapaziös. Erst seit 1984 sind Frauen für die Marathondisziplin bei Olympischen Spielen zugelassen. Bis Mitte der 1960er-Jahre wurden nur vier weibliche Marathon-Teilnehmerinnen insofern ernst genommen, als die von ihnen erzielten Zeiten anerkannt wurden (Krämer/ Zobel 1995). So wurde 1966 beim Boston Marathon die Anmeldung von Roberta Gibb mit der Begründung abgelehnt, dass es Frauen untersagt sei, eine längere Distanz als eineinhalb Meilen zu laufen, weil Frauen für längere Distanzen nicht als geeignet erachtet wurden.¹¹ Mit einer Kapuze getarnt lief sie unter dem Namen Bobby Gibbs dennoch mit. Obgleich ihre Zeit nicht anerkannt worden war, nahm sie später noch zweimal inoffiziell am Boston Marathon teil – erst 1972 durften Läuferinnen offiziell starten.

1967 lief Katherine Switzer beim Boston Marathon ungetarnt unter dem Namen K.V. Switzer mit und trug auch eine Startnummer. Nach 7 Kilometern kam es zum Eklat, der zufällig auch fotografisch dokumentiert wurde. Renndirektor Will Cloney und der Funktionär Jack Semple wollten die Sportlerin aus dem Rennen nehmen und ihr die Startnummer herunterreißen. Andere Läufer hielten den Funktionär allerdings davon ab. Dieser Vorfall sorgte für kontroverse Diskussionen im Hinblick auf die Einstellung (nicht nur) von Funktionären zur Teilnahme von Frauen an Marathonbewerben. Bis 1972 sollte sich allerdings sowohl in Boston als auch bei den meisten anderen Marathonbewerben nicht viel ändern (Pramann 1999, Krämer/ Zobel 1995).

Ausgehend von diesen historischen Erfahrungen interessierte mich, wie meine InterviewpartnerInnen Geschlechterverhältnisse im Marathonlauf bewerteten. Das Geschlechterverhältnis kommt in den Interviews hauptsächlich im Zusammenhang mit Macht über den anderen bzw. die andere zur Sprache. Vor allem bei Frauen geht es um ein »Darüber-Stehen«, entweder über anderen Frauen, was das Bedürfnis nach Einzigi-

11 In Deutschland vertrat hingegen der Mediziner Ernst van Aaken schon 1948 die Ansicht, dass Frauen aus physiologischer und medizinischer Sicht für Ausdauersport besonders »geeignet« seien. 1973 organisierte er den ersten internationalen Marathonlauf für Frauen in Waldniel (Krämer/ Zobel 1995).

artigkeit ausdrückt, oder auch über Männern. Interessanterweise fühlen sich die befragten Frauen zwar den trainierten Männern unterlegen, könnten aber andere, untrainierte Männer »austricksen«, wie etwa Miriam erzählt:

»... (lacht) Es kommt immer darauf an. Also ich als Sportstudentin kann sicher manche Bur-schen vielleicht austricksen, die haben zwar Grundkraft da, aber die sind dann zu wenig trai-niert oder so, die kann ich, aber einen trainierten, den wird' ich nie überholen können, den werd' ich immer nur von hinten sehen (lacht), ja«.

Nur mit einem Trick, mit Glück und nicht mit souveränem Können sei es laut Miriam Frauen möglich, einen Mann zu besiegen. Selbst wenn ein besseres Können oder grö-ßere Ausdauer vorhanden sind, werden die Ursachen für das »Besser sein« nicht darauf zurückgeführt, sondern außerhalb gesucht – Glück, Alter der Männer (»Opas«) oder ein Trick (darunter wird meist die bessere Ausdauerleistung der Frauen verstanden, was sich auch in der Redewendung widerspiegelt, »ein Hausmütterchen, das langsam vor sich hintrickst«) seien die eigentlichen Ursachen:

»... Also ich weiß nicht, wie es bei ganz, ganz großen Marathons da ist, aber dort werden auch immer Männer da vor den Frauen sein, kommt immer darauf an, wie trainiert man ist, sicher gibt es viele Frauen, die vor dem einem Opa da ins Ziel kommen.«

Das Gefühl, einen Mann zu überholen, wird mit »Überlegenheit« oder Machtgefühl bezeichnet. Indem sie besser ist als ein Mann, scheint sich die Frau aufgewertet zu füh-len. Dies drückt Eva etwa wie folgt aus:

»... Da fühlt man sich überlegen, und es ist ein herrliches Gefühl, und wenn ich merk', dass ich genügend Reserve noch hab', und überhol' den ganz lässig, das ist ein erhebendes Gefühl, wenn man sich selber spürt, die Kraft spürt, ... einfach das Gefühl, jetzt bin ich da, das ist dieses Körpergefühl, ist schon echt schön, ... es ist ein schönes Gefühl. Das genieß' ich (lacht).«

Mitunter erleben die Frauen auch Schadenfreude, wie Miriam meint:

»... Dass man dann mal mit einem Mann laufen geht und man rennt dem dann davon, (lacht) das gibt einem ja was ..., den Berg raufsprintet und der geht ein neben dir (lacht).«

Auf Heimo, einen meiner männlichen Interviewpartner, wirkt es hingegen für sein Selbst-wertgefühl bedrohlich, »von einem Hausmütterchen überholt zu werden, das tut weh«. Die Bezeichnung »Hausmütterchen« wird in unserer Gesellschaft abwertend verwen-det. Mit X-Beinen, tollpatschig und langsam watschelnd stellt diese Frau keine Bedro-hung für die Männerwelt dar und ist allenfalls für einige Witze gut. Was aber, wenn eine derartig charakterisierte Frau, ein »Hausmütterchen vor sich hintrickst« (mit X-Beinen langsam läuft) und einen Mann überholt? Dann fühlt sich der Mann laut Heimo abge-wertet:

»Ich mein', da laufen die Hausfrauen vorbei, wo du es dir denkst, bitte, mit der nehm' ich es dreimal auf, und der Blinde läuft vorbei und 65- oder 70-jährige Mandeln oder Leut' laufen vorbei an dir ... «

In diesem Sinne spricht ein anderer Interviewpartner vom »Gleichberechtigungskampf« auch beim Laufen.

Die von mir befragten Männer geben mehrheitlich an, keine Probleme zu haben, wenn sie von Frauen überholt werden: Jene mit einer Laufzeit um drei Stunden ergän-zen, dass sie bloß von Spitzen- bzw. Weltklasseläuferinnen überholt würden und es nur

wenige Frauen gäbe, welche diese Zeit laufen. Einerseits scheint eine klare Trennung von Hausmütterchen und Weltklasseläuferin stattzufinden, die auch in der Rangkategorie verschiedene Wertigkeiten haben. In der unmittelbaren Konkurrenzsituation mit einer Weltklasseläuferin kann sich ein Mann auch der Weltklasse zugehörig fühlen, eine Frau hingegen würde zumindest mit der österreichischen Spitze mithalten können. Andererseits wird den Frauen auch ein sehr klarer Platz zugewiesen – die besten Frauen sind genauso gut wie die durchschnittlichen Männer, was Frauen wiederum abwertet.¹² Es gibt aber auch den Fall, dass ein Mann die eigene Laufleistung abwertet, und dennoch auf der Ergebnisliste nachsieht, wie viele Frauen vor ihm sind. Dies gilt etwa für Max, der in Begleitung seiner Freundin zum Interview erschien (das einzige Interview, an dem eine dritte Person zuhörend »teilnahm«, wodurch sich vor allem der Geschlechteraspekt im Interview besonders spannend gestaltete):

»(lacht) ... Ich muss sagen, entgegen manchen Behauptungen hab' ich nicht so ein arges Problem damit, eigentlich überhaupt kein Problem. Ich schau' mir nur die Frau ganz genau an (alle drei lachen) und frag' mich, warum sie schneller ist, – na ja nur ein Scherz, stimmt nicht, nein ich hab' kein Problem damit, überhaupt nicht. Ich mein', Bewunderung wär' jetzt der falsche Ausdruck, aber ja, ... ich bin ja kein guter Läufer oder kein schneller Läufer, sagen wir so, damit hab' ich kein Problem, weil wenn ich weiß, dass eine Frau einen Marathon in drei Stunden laufen kann und ich lauf' in 3.30, na ja, klar muss sie mich dann irgendwann überholen, das ist eine Tatsache, natürlich schaut man dann, packt sich dann, wenn man eine Ergebnisliste anschaut, und schaut wie viele Frauen sind vor mir, klar,«

In den Interviews thematisieren Männer mehrfach die »Außenperspektive« der Partnerinnen, die Leistungsstreben, Schnelligkeit und Konkurrenz als etwas Männliches verbzw. beurteilen. Abgesehen von zwei Frauen schätzen sich auch die interviewten Läuferinnen als langsam ein, und ärgern sich teilweise auch darüber. Schnelligkeit sei für sie aber etwas Erstrebenswertes.

Jenen Frauen, die sich den Männern in ihren Leistungen zu stark anpassen, wird allerdings ihre Weiblichkeit abgesprochen: Die Literatur spricht von »Weiblichkeitszwang« (Palzkill 1991, Scheffel/ Sobiech 1991 und Schmidt 1991). Der Interviewpartner Gottfried formuliert dies so:

»Ich denke, wenn der Schritt so weitergeht, wie es jetzt ist, man müsste jetzt unterscheiden, ob die Frau wirklich Frau geblieben ist, mit der Leistung, was sie jetzt bringt, oder ob es schon mehr hingeht auf die Männlichkeit zu. Das muss man sehr wohl unterscheiden. Ich weiß nicht, wie weit du das verfolgst, bei Olympia, oder WM, hauptsächlich in der Leichtathletik, ... auch Graf hat schon sehr viele männliche Züge drinnen... .«

Bezogen auf die eigene Leistung hat jedoch ein anderer befragter Läufer, der Wiener Marathonmeister war, eine gewisse Angst, von anderen sozial geächtet zu werden, und in gewissem Sinn die eigene Männlichkeit abgesprochen zu bekommen: Etwa dann, wenn eine Weltklasseläuferin einen nationalen Spitzenläufer überholt – »Was werden

12 Tatsächlich sind die schnellsten Marathonläuferinnen etwa zehn Minuten langsamer als die besten Männer. Weil aber das Teilnehmerinnenfeld viel kleiner als bei den Männern ist, erreichen Frauen mit einer Laufzeit von etwa drei Stunden bessere Rangplätze als Männer mit der gleichen Zeit. Dies erklärt die bei solchen Bewerben häufig vorgebrachten Aussagen, dass die besten Frauen genauso gut wie die durchschnittlichen Männer seien.

da die anderen sagen?« Diese Angst zeigt sich auch dann, wenn er persönlich die Leistung der (zwar »vermännlichten«) Frau akzeptiert. Doch sieht sich der befragte Wiener Marathonmeister zugleich offenbar einem sozialen Druck ausgesetzt, dem »männlichen« Rollenbild von Stärke zu entsprechen.

Eine andere Form von Weiblichkeitszwang ergibt sich für Siola, eine Interviewpartnerin, die nicht im Entferntesten wie ein »Mannweib« aussieht. Somit wird ihr zwar nicht ihre Weiblichkeit und Zierlichkeit abgesprochen, nach Siolas Meinung aber sehr wohl ihre körperliche Leistungsfähigkeit:

»Also ich denk', worüber ich sehr überrascht war, ... als ich gesagt habe, ich laufe Marathon, da haben alle bloß gelacht, ... da hat es mich also echt geärgert, also da hat es mich geärgert, dass das ..., dass ich sozusagen als unsportlich abgestempelt wurde«.

Entweder Mannweib und sportlich leistungsfähig, oder zierliche Frau und unsportlich – dies scheint eine charakteristische Polarisierung in Sport und Gesellschaft zu sein, und zwar trotz jener »Karriere-Frauen«, denen beides zugestanden wird. Siola machte schon mehrmals die Erfahrung, als (Leistungs-)Sport betreibende Frau nicht anerkannt zu werden, worauf sie jeweils mit Wut und Enttäuschung reagierte und sich als Frau abgewertet und nicht ernst genommen fühlte. Bemerkenswerterweise veränderte sich die Argumentation ihres sozialen Umfelds, nachdem die dem gesellschaftlichen Weiblichkeitsideal entsprechende Siola den Wien Marathon mit einer guten Zeit absolviert hatte:

»... Danach haben sie gesagt, na ja, das wär' ja soundso nicht so schwer, nachdem wir es dann alle geschafft haben, haben sie gesagt, na ja, nächstes Jahr laufen sie auch den Marathon. Also haben sie dann eher gedacht, das ist doch etwas, was ganz einfach ist«.

Nicht die Weiblichkeit wird ihr nunmehr abgesprochen, sondern der zuvor hochstilisierte Marathonlauf wird abgewertet. Die definierte Form der Weiblichkeit erscheint mir hier starrer als die Einschätzung von sportlichen Leistungen zu sein, weil diese Leistungen entsprechend dem Bild von Weiblichkeit angepasst werden.¹³ Dieses Beispiel zeigt sehr klar die Definitionsmacht und Veränderbarkeit von Weiblichkeitsidealen sowie ihre Auswirkungen auf das Individuum. Die anderen gestatten es Siola trotz eines »Ausbruchversuchs« nicht, ihre vorgegebene Rolle aufzugeben.

7. Fitness und Körperbilder

Fit zu sein, ist eine gesellschaftliche Anforderung und verbindet sich mit entsprechenden Körperbildern. Sowohl Frauen als auch Männer bringen die in unserer Kultur vorherrschenden Männlichkeits- bzw. Weiblichkeitsbilder vor allem über die Darstellung »schöner«, sportlich-dynamischer (männlicher) und sexy-jugendlich-strafter (weiblicher) Körper zum Ausdruck (Schmidt 1991). Sportlichkeit symbolisiert heute aber auch noch Vorstellungen von einem kulturellen Habitus im Sinn »postmaterieller« Lebensorientierungen: Dazu zählen geistige Flexibilität und soziale Offenheit, Eleganz

13 Dieses Phänomen ist auch aus anderen Sportarten wohl bekannt. So verliert beim Klettern ein bestimmter Schwierigkeitsgrad den Reiz und den Mythos des Schwierigen, sobald eine Frau eine Tour mit diesem Schwierigkeitsgrad geklettert ist.

und Sensibilität, Individualität und Aktivität, – und damit Modelle eines ästhetischen und kulturellen umfassenden Lebensstils (Kaschuba 1989, 162, zit. in: Kreitz 1996, 24). Laufen ist eine einfache, kostengünstige Variante, um diese Lebensorientierung anzustreben. Fitness gilt heute ebenso als Gesundheitsressource und als Voraussetzung für das persönliche Wohlbefinden wie als wichtiges Element des persönlichen Lebensstils und der Selbstrepräsentation (Brehm/ Zischang 1997).

Die Rollen, die dem Körper in den Interviews zugewiesen werden, drücken zwei unterschiedliche gesellschaftliche Ideale aus, die im Marathonlauf trotzdem nebeneinander und gleichzeitig (auch innerhalb eines Interviews) artikuliert werden können. Das eine Ideal ist die Leistungsorientierung – der Körper muss durchhalten und fit sein; das andere ist das Ideal »back to the roots« – mit dem Körper wieder in Kontakt zu kommen, ein Körpergefühl entwickeln: Dieses zweite Ideal steht durchaus im Gegensatz zur technisierten Gesellschaft. Marathonlauf (und das dafür verantwortliche Training) stellt meiner Meinung nach einen Versuch dar, beiden Idealen mit individuell unterschiedlichen Schwerpunkten gerecht zu werden.

Fitness und körperliche Betätigung sind in unserer Kultur seit längerem zu einem wichtigen Element von Lebensstilen, oft sogar schon zu einer selbstverständlichen Gewohnheit geworden: »Selbstverständliche Gewohnheit« impliziert, dass wir nicht mehr viel darüber nachdenken, dass und warum wir einer (bestimmten) körperlichen Betätigung nachgehen. Der Begriff Gewohnheit legt auch nahe, dass jede scheinbar noch so subjektive und authentische Entscheidung für die Ausübung bestimmter Bewegungspraktiken gesellschaftliche Vorgaben enthält (Schwier 1997). Die Beziehungen, die Menschen zwischen alltagskulturellen Phänomenen, kommerzialisierter Kultur und dem ökonomischen System erleben bzw. knüpfen, sind komplex und eng (Schwier 2000).

In dieser Perspektive steht auch die fitnessorientierte sportliche Betätigung in einem Spannungsfeld zwischen dem aktiven Streben nach Selbstverwirklichung und einer faktisch auferlegten Konsumorientierung. Fitnesstraining kann somit sowohl Gesundheitsbewusstsein ausdrücken als auch (zugleich) unter dem Zwang industriell durchgestylter Fitnessprodukte (samt damit transportierter Körperbilder) erfolgen: »Fitness kann ein individuell wünschenswerter körperlicher Zustand und Vorgang sein und ist gleichermaßen eine Ware« (Schwier 1997, 167).

8. Arbeit und Marathonlauf

Die interviewten LäuferInnen bezeichnen Marathonlauf als akzeptiertes Symbol bzw. Charakteristikum der Wohlstandsgesellschaft, die für viele von weniger körperlicher Arbeit, mehr Freizeit, mehr Nahrung, höherem Einkommen und mehr Stress geprägt ist: Laufen stellt einen gesundheitsfördernden Ausgleich zum weitgehend im Sitzen verbrachten Alltag dar. Die GesprächspartnerInnen meinen, dass Laufen auch hilft, Stress abzubauen, wobei unter Stress etwa enge Terminpläne, Druck und Konkurrenz am Arbeitsplatz sowie die Angst vor Verlust des Arbeitsplatzes verstanden werden. Das Bedürfnis, Stress abzubauen, setzt in erster Linie voraus, Stress überhaupt ausgesetzt gewesen zu sein. Laufen stellt ein mögliches Mittel dar, um mit Stress besser umzu-

gehen bzw. um sich diesem anzupassen, was die stressauslösende Situation allerdings kaum verändert. Eva gibt ein Beispiel für soziale Stressoren:

» ...Und dadurch, dass die Arbeitsplätze immer rarer werden, und das rundherum alles auch ziemlich besteuert wird, auch von den Arbeitgebern her ..., ist man eigentlich immer einem Stress ausgeliefert. Und man hat auch schon ziemlich Angst. ... Und durch Sport, durch Bewegung, kann man viel Stress abbauen«

Hubert führt ein Beispiel für berufliche Stressfaktoren aus: Laufen ermögliche ihm einen besseren Umgang mit Stressoren, dennoch akzeptiert er die Arbeitssituation als unveränderbar:

»Daher wirkt sich das Laufen sicher auch auf den Beruf aus, dass man ausgeglichener ist, dass man besonnener ist, also das Laufen war immer ein wunderbares Mittel zum Abspannen nach anstrengenden Diensten, also mit wenig Schlaf, also am Vormittag auf die Hauptallee geh'n und ich eineinhalb Stunden weg halt bin, kann man wirklich gut das, was man im letzten Dienst reinschlucken hat müssen, wieder auf die Reihe (bringen), ... es gibt auch Kondition für'n Dienst.«

9. Freizeit und Marathonlauf

Weniger körperliche Arbeit als Folge der zunehmenden Technisierung geht in westlichen Gesellschaften mit einem Mehr an Freizeit einher, die unterschiedlich genutzt werden kann. Diese Freizeit hat aber wiederum zu einem (Arbeits-) Markt in Form der Freizeitindustrie geführt, die massiv in die verfügbare (arbeits-) freie Zeit eingreift: Auch der (Marathon-) Lauf kann demnach als von der Freizeitindustrie gesteuertes Bedürfnis angesehen werden. Damit sei nach Meinung meiner InterviewpartnerInnen auch die Lauf-Szene bunter geworden: Styling stehe als Folge kommerzieller Interessen der Sport(-mode)branche im Vordergrund. In diesem Zusammenhang werden ebenfalls die »Lauf-Päpste« Luipers und Strunz häufig erwähnt, da durch sie der Laufsport auch »trendig« geworden sei. Zwei der von mir befragten Läufer drücken ambivalente Gefühle angesichts der zunehmenden Kommerzialisierung aus. So meint etwa Heimo:

»...Na sag' ma, ich will's nicht, solche Massenansammlungen beim Marathon und so Klimbim, tu' ich eher meiden, ... auf der anderen Seite trägt dich das mit, ... das ist dann schon lustig irgendwie, ... aber ja, das will ich eigentlich nicht, ... da hab' ich nur noch nicht ka Lösung, das hab' ich mich schon oft gefragt, warum ich unbedingt einen Marathon mitlauf'... .«

Der Gedanke, in ihren Bedürfnissen fremdbestimmt und manipuliert zu werden, ist für beide Befragte schwer erträglich – trotzdem nehmen sie an Marathonläufen mit vielen SportlerInnen teil.

Diese innere Ambivalenz spiegelt sich auch in bestimmten Interpretationen der LäuferInnen von gesellschaftlichen Zusammenhängen wider: Einerseits werde das Bedürfnis nach Marathonlauf manipuliert, andererseits sei Laufen trotzdem etwas Gutes, da Bewegung vor allem in einer »sitzenden« Gesellschaft positiv sei. Etwas ratlos stehen die Interviewten vor der Tatsache, dass diese Bedürfnismanipulation durchaus positive Effekte haben kann, insofern als die Interviewten ja an diesen Veranstaltungen teilnehmen und dem Marathon-Boom nicht vollkommen ablehnend gegenüberstehen. Daraus resultieren eine Marathonteilnahme mit schlechtem Gewissen, eine gewisse Unsicherheit sowie ein Rechtfertigungsbedürfnis.

Einen anderen Zusammenhang zwischen Arbeit und Marathonlauf legt das arbeitsähnliche Training nahe – beispielsweise spricht Walter davon, dass Marathon erarbeitet werden müsse. Marathonlauf wird von einigen InterviewpartnerInnen als eine Art »Ersatz-Karriere« zum Beruf angesehen: Bereits der Begriff »Karriere« stellt einen Bezug zur Arbeit und zur Bedeutung von »Karriere« in unserer Gesellschaft dar. Im Hinblick auf den Marathonsport drücken die gelaufene Zeit, die Anzahl gelaufener Marathons sowie der Ort des Marathons die Position der LäuferInnen auf der (Marathon-) »Karriereleiter« aus.

Die Teilnahme am Marathon sei mittlerweile ein gesellschaftlich akzeptiertes Bedürfnis, man werde laut Hubert vor allem dafür bewundert, dass Marathon nichts Alltägliches sei. Die Teilnahme am Marathonlauf repräsentiert analog zu Anforderungen an die Arbeitswelt »Leistung und Erfolg«, was vor allem dann wichtig wird, wenn es die berufliche Situation der Betroffenen nicht zulässt, sich über Leistungen in den Vordergrund zu stellen (siehe dazu auch Murray 1985 und Schmid 1993).

Gleichzeitig kann Marathonlauf auch als Protest gegen das gesellschaftliche System angesehen werden, und zwar insofern, als man sich den Marathon zwar erarbeiten muss, aber auch nicht erkaufen kann, wie Walter meint. Auch handelt es sich um eine (wirtschaftlich) nicht produktiv genutzte, scheinbar »nutzlose« Zeit, beinahe um Zeitverschwendung.

10. »Strukturen« – Freiheit und Freiräume, Einsamkeit, Grenzen und Selbsterfahrung

Die Erfahrungen von Freiheit, Freiraum, Einsamkeit und Grenzen, aber auch soziale Kontakte oder ein Training nach Trainingsplan werden ebenfalls oft als Gründe für die Teilnahme an einem Marathonlauf genannt: diese Erfahrungen fasse ich mit der Kategorie »Strukturen« zusammen. Im Folgenden versuche ich die Hintergründe bzw. Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser auf den ersten Blick sehr unterschiedlichen Erfahrungen bzw. Bedürfnisse herauszuarbeiten und im Rahmen des gesellschaftlichen Kontexts zu interpretieren.

Die LäuferInnen geben an, sich aufgrund des Freiraums und der Einsamkeit beim Training selbst besser kennen zu lernen und wahrzunehmen – es kristallisiert sich eine Art »innere Struktur« heraus. Soziale Kontakte etwa bei Lauftreffs bieten wegen der regelmäßigen Treffen mit Gleichgesinnten ebenfalls eine »äußere Struktur« und Kontinuität: Dies gilt auch für den Trainingsplan, an dem man gegebenenfalls das Leben ausrichten kann und der sowohl auf eine Tagesstruktur als auch auf ein gewisses Ziel ausgerichtet ist. Somit soll in diesem Kapitel ein Blick »hinter« die mit Strukturen verbundenen Bedeutungen und Symbole des Marathonlaufs für die LäuferInnen geworfen werden.

10.1 Freiheit und Freiräume im Allgemeinen

Zunächst will ich auf das Erleben von Freiheit und Freiräumen zu sprechen kommen, worüber die InterviewpartnerInnen oft auch im Zusammenhang mit Einsamkeit er-

zählen. Freiheit und Freiräume werden vor allem im Training und nicht unbedingt während des Marathonbewerbs erlebt: Die folgenden Ausführungen beziehen sich daher eher auf die Trainingssituation.

10.1.1 Freiräume aufgrund der unkomplizierten Sportart

Schon allein der Umstand, dass Laufen eine einfache, unkomplizierte Sportart ist, bietet ein gewisses Maß an Freiheit: Wann, wo und wie schnell man laufen will, kann frei und selbst entschieden werden. Menschen jeden Alters können laufen, sofern sie unter keinen gesundheitlichen Beeinträchtigungen leiden, und ein Training (allein oder gemeinsam mit anderen LäuferInnen) ist grundsätzlich immer möglich. Laufen ist auch an keine bestimmte Umgebung gebunden. Zusätzlich ist Laufen eine vergleichsweise kostengünstige Sportart – allerdings gilt dies für Marathon dann nicht, wenn für die Teilnahme an Rennen Nenngelder erforderlich sind und oft »Spezialgewand« verwendet wird. Insgesamt bietet der (Marathon-)Lauf die Möglichkeit, ohne viel Aufwand, Zusatzmaterial und Spezialkenntnisse an die Grenze der körperlichen Belastungsfähigkeit zu gehen.

Andererseits ermöglicht dies gleichzeitig auch eine Anpassung an die vorherrschenden marktwirtschaftlichen Strukturen,¹⁴ in denen Flexibilität und Mobilität gefragt sind. Betrachtet man jedoch die verbreitete gesellschaftliche Forderung nach Flexibilität genauer, so wird deutlich, dass sie vielfach eine von »außen« formulierte Vorschrift ist, an die man sich anzupassen hat. Bei der Einschätzung von Marathon als »Freiheit einer unkomplizierten Sportart« scheint es den Interviewten jedoch trotzdem darum zu gehen, selbst Entscheidungen zu treffen, ungebunden und selbstbestimmt zu sein, keinen Vorschriften zu folgen.

Dies scheint ein Bedürfnis auszudrücken, das im Gegensatz zu aktuellen gesellschaftlichen Anforderungen von Pünktlichkeit, Regeln, »geforderter« Flexibilität und Vorschriften steht. Dem Laufen an sich kommt in diesem System eine eigenartige Stellung zu: Einerseits als Gegenpol zu den starren, vorgegebenen Strukturen, andererseits als »fit in«-Sport,¹⁵ der sich diesen Strukturen anpasst. So kann Laufen gleichzeitig sowohl als Rebellion gegen eine gesellschaftliche Struktur als auch als Akzeptanz derselben angesehen werden. Selbst in den einzelnen Interviews wird oft ein gleichzeitiges Nebeneinander von Rebellion und Anpassung formuliert, so steht z. B. Willy einerseits für ein Beispiel für Rebellion:

»Da kann ich selber Entscheidungen treffen, ... brauche mich nach niemanden richten, an keine Zeiten halten oder an was, das man sich vorher ausgemacht hat, ... dann lauf ich auch mal in den Dreck rein, wenn mir danach ist.«

14 Diese schränken ebenso wie die Regeln des Alltagslebens Selbstbestimmung und Freiheit ein, so dass sich die Befragten eher danach richten, wann das Laufen (zeitlich) »eingebaut« und wie es am besten der geforderten Flexibilität angepasst werden kann. Das Lauftraining bietet daher die optimale Anpassung an diese Strukturen.

15 Darunter verstehe ich eine Sportart, die sich zeitlich und technisch überall einfügen lässt und sich damit nahezu an jede von außen vorgegebene private, berufliche oder andere soziale Struktur anpassen kann.

Andererseits bringt er auch die Anpassung an gesellschaftliche Strukturen zum Ausdruck:

»Ich hab' gelernt, das Training so in meinen Alltag einzufügen, dass es familienfreundlich ist inzwischen, das heißt, ich hab' es prinzipiell an den Tagesrand verlegt, und ich nutz' einfach jede Gelegenheit, die sich bietet. Ich nehm' eins der Kinder, pack' es in den Kinderwagen, wenn's grad schläft, oder.... ich lauf' heut in die Arbeit. Also ich lauf' durch den steilsten Stadtverkehr und hab' dann auch die Fähigkeit, irgendwie abzuschalten, und sich besser auf alles vorzubereiten, als ich es zum Beispiel in der U-Bahn könnt', ... das war der Hauptgrund, warum laufen, ... durch so Sachen wie in die Arbeit laufen, dann hab' ich immerhin 50 Minuten was getan, auf zwei Mal aufgeteilt... .«

10.1.2 Freiheit und Entwicklung von Sinn-Strukturen durch Einsamkeit beim Training

Freiheit beim Laufen wird auch aufgrund der Einsamkeit beim Training erlebt. Einsamkeit wird aber von den Befragten nicht als negativ, sondern als Abgrenzung zum Alltag wahrgenommen. In diesem Sinn bezeichnet Einsamkeit einen Freiraum, in dem selbstbestimmtes Handeln möglich ist. Diese Form von Einsamkeit als Freiheit und Freiraum wird von acht InterviewpartnerInnen beschrieben und besonders betont: Es geht dabei um die Freiheit, selbst Entscheidungen zu treffen, ungebunden zu sein, selbstbestimmt keinen Vorschriften zu folgen.

Die LäuferInnen erzählen, dass sie bei allein unternommenen Trainingsläufen Distanz zu allem gewinnen können: Sie sind allein, auch ohne technische Ausrüstung, und müssen dabei auf nichts und niemanden Rücksicht nehmen. Insofern bietet die Einsamkeit beim Laufen auch die Möglichkeit, dem persönlichen Egoismus gerecht zu werden. Freiheit wird mit Egoismus als Selbstbezogenheit gleichgesetzt und als vom Alltag getrennt interpretiert: Dieser wird nicht als frei angesehen und erlebt, sondern als von Einschränkungen geprägt wahrgenommen – etwa durch die erforderliche Rücksichtnahme auf die Mitmenschen und bestimmte Regeln.

10.1.3 Selbsterfahrung und »Selbststrukturierung« durch Einsamkeit und erlebte Freiheit – der »innere Halt«

Zehn der interviewten LäuferInnen sprechen davon, sich selbst auf langen Trainingsstrecken, wenn sie allein laufen, besser kennen zu lernen. Diesen Freiraum empfinden sie als beruhigend und entspannend: Sie können zur Ruhe kommen und finden eine Möglichkeit, zu sich selbst, zu ihrer eigenen »inneren Struktur« zu finden. Die Befragten geben an, sich selbst bewusster wahrzunehmen, Klarheit in ihrer Gedankenwelt zu schaffen sowie Zugang zu ihren Emotionen und Körpergefühlen zu gewinnen. Einsamkeit beim Laufen wird mit Lernen ebenso in Verbindung gebracht wie mit glücklichen Momenten und »flow-Erleben« (Csikszentmihalyi 1999). In der Einsamkeit können Gedanken frei fließen, werden nicht durch andere »gestört«, man ist bei sich und kommt zu sich: Einige InterviewpartnerInnen geben auch an, dass sie erst in der Einsamkeit erfahren, wie es ihnen geht.

Für das bewusste Erleben von Emotionen beim Marathonlauf bietet Schmid (1993) die Erklärungsmöglichkeit an, dass in der Berufswelt Emotionen und Spannungen unterdrückt und somit nur in der Freizeit ausgelebt werden können, wovon auch einige

InterviewpartnerInnen erzählen (Hubert, Siola, Gottfried und zum Teil Walter). Zusätzlich geben einige Befragte an, dass sie sich wegen ihrer im Alltag ausgeblendeten Emotionen ihrer Gefühle manchmal gar nicht bewusst sind: Erst während des Laufens merken sie, dass bzw. was sie fühlen (Eva, Miriam und zum Teil Walter). Gemeinsam ist allen LäuferInnen, dass sie sich nach dem Finden und/oder Ausleben der Gefühle »rund« und ausgeglichen fühlen. Aufgrund des Alleinseins und der körperlichen Betätigung fallen (innere) Grenzen und Hemmschwellen, und der Zugang zu sich selbst wird viel leichter, direkter und ehrlicher. Es kommt zu sonst nicht möglichen Erlebnissen und Erfahrungen. Altshul (1981, 51) und Perry/ Sacks (1981, 69) ziehen Parallelen zwischen dem Laufen und der psychoanalytischen Therapie: Das Alleinsein, die Einsamkeit beim Laufen, bietet eine gute Projektionsfläche, einen »blank screen« für Gedanken und Gefühle. In diesem Sinn kann Einsamkeit auch von durchaus extrovertiert wirkenden Menschen als positiv erlebt werden. Die InterviewpartnerInnen vermittelten mir den Eindruck, dass als »Nebeneffekt« des Langstreckenlauftrainings eine Art »innere Struktur« aufgrund der Selbsterfahrung entsteht. Eine als solche anerkannte persönliche »innere Struktur« ermöglicht es, sich einerseits von den anderen abzugrenzen; andererseits bietet sie einen »inneren Halt« und »eigenen« Sinn¹⁶ gegenüber der Fragmentierung des Selbst¹⁷ (dazu Schwier 1997).

10.2 Gefühle empfinden bei gleichzeitiger Stärke nach außen

Im (Berufs-) Alltag gilt in der Regel eher die Anforderung, Gefühle zu unterdrücken – es ist erforderlich, freundlich, stark und überlegen zu wirken. Im Training für den Marathonlauf kann man einerseits sich selbst gegenüber Gefühle zeigen, andererseits vermittelt das Training anderen wie auch sich selbst gegenüber jedoch den Eindruck von Stärke und Durchhaltevermögen. Nach außen (oder von außen) wird meiner Meinung nach ein Panzer (Härte zu sich selbst, ...) wahrgenommen, nach innen (also allein im Training) eröffnet sich aber ein Zugang zu Gefühlen, sofern man diesen will. Das Allein-Laufen bietet also in gewisser Hinsicht einen Schutzmechanismus, der verhindert, dass die anderen sehen, was in der jeweiligen Person innerlich vorgeht.¹⁸ Das Alleinsein ermöglicht es, Gefühle nach außen zu zeigen, »loszuwerden«, ohne dass es jemand

16 Das Finden einer »eigenen Struktur« kann sich meiner Meinung nach mit dem Entdecken von Sinn (über das Erfahren mit allen Sinnen, ...) verstanden als Selbstklärung verbinden. Im Gegensatz dazu steht die Definition von »Sinn« anhand der »äußeren Struktur«, was die Gesellschaft mittels Symbolen ermöglicht. Man kann den inneren Sinn bzw. die »innere Struktur« wahrscheinlich auch finden, indem man innerlich »forscht«, welche »äußeren« gesellschaftlichen Symbole gewählt werden können.

17 Wir leben in einer Welt der Individualisierung, in der u. a. jede und jeder für sich selbst verantwortlich ist, weil es keine vorgegebenen Lebenskonzepte mehr gibt. Gleichzeitig leben wir in einer Welt, in der wir von zahlreichen Informationen überflutet werden. Ruhe und zu sich selbst, das eigene Konzept, die eigene Struktur zu finden, wird immer schwieriger: Weil uns viele verschiedene Möglichkeiten offen stehen, gibt es keine einheitlich vorbestimmte »Lebenslinie« mehr, was neben einer Reihe von Vorteilen auch zu einer »Fragmentierung des Selbst« führen kann (Keupp 1999). Schmid (1993) zufolge können daraus Sinn- und Identitätskrisen entstehen, in denen Sport eine Orientierung bieten kann.

18 Obwohl beim Wettkampf auch die eigene »Jämmerlichkeit« deutlich (und bekämpft) wird, ist es im Rahmen eines Marathonbewerbs zulässig, Schwächen zu zeigen.

sieht. Da kann man jauchzen vor Freude (Eva), einen Schrei loslassen vor Wut (Miriam) und »Rotz und Wasser heulen« aus Trauer und Verzweiflung (Walter). Man kann also gleichzeitig die Emotionen spüren und ausleben, was sonst wegen der gesellschaftlichen Tabuisierung von Emotionen nur selten möglich ist.

10.3 Struktur durch den Trainingsplan – der »äußere Halt«

Die Gestaltung des Trainingsplans kann LäuferInnen ebenfalls eine Struktur in Form eines »äußeren Halts« bieten, sofern sie danach suchen.¹⁹ Ein Trainingsplan ist etwas, worauf man sich in Krisensituationen stützen kann. Sowohl Sissy als auch Miriam betonen diese Tatsache, wobei es ihnen offensichtlich nicht allein um den Bewerb geht (Miriam nimmt an keinen Bewerbungen teil). Sissy hat sich die Teilnahme beim Wien Marathon als Ziel gesetzt und ihr Leben für eine bestimmte Zeit dafür strukturiert. Dieser Bewerb und das Lauftraining geben ihr trotz einer persönlichen Krisensituation Halt. Für Miriam bietet schon allein das Lauftraining eine Struktur, nach der sie den Tag ausgerichtet hat. Die Teilnahme an einem Marathonbewerb kann aber auch ohne tägliches Lauftraining als Struktur für ein Jahr mit einem »sportlichen Jahreshöhepunkt« (Yvonne) angesehen werden.

Strukturierungen ermöglichen eine Orientierung, und zwar nicht nur im Fall einer »inneren Struktur«, sondern auch bei einer »äußeren«, mit anderen ausgehandelten bzw. von anderen vorgegebenen Struktur. Auch die Ausrichtung auf ein Ziel bietet eine Struktur im Hinblick auf eine für einen bestimmten Zeitraum konstante Orientierung. Die äußere Zielorientierung mittels Trainingsplan vermittelt einen kurzfristigen Sinn, die innere Zielorientierung im Hinblick auf Selbsterfahrung einen längerfristig wirkenden Sinn.

Die festgelegte Strukturierung kann jedoch auch als Anpassung an gesellschaftliche Strukturen, etwa in der Arbeitswelt, angesehen werden. So wird etwa argumentiert, dass die gesellschaftlichen Strukturen auch in der Freizeit reproduziert werden, also Freizeitsport ein spezifisches Produkt der Gesellschaftsstruktur und Sozialordnung westlicher Industriegesellschaften ist (Schmid 1993, 22).²⁰

10.4 Soziale Kontakte als Konstante und »äußerer Halt«

Ist das Bedürfnis der LäuferInnen weniger auf Selbsterfahrung ausgerichtet, so kann auch das Training im Verein bzw. mit FreundInnen als Konstante angesehen werden. Diese Konstante vermittelt somit Sicherheit und eine Struktur, wie dies Robert, Heimo

19 Nicht alle InterviewpartnerInnen, die nach einem Trainingsplan trainieren, messen dieser »äußeren Struktur« eine derartige Bedeutung bei – für sie spielt die in der »inneren Struktur« empfundene Freiheit eine größere Rolle.

20 Parallelen zur Gesellschaftsstruktur zeigt demnach die Trainingsgestaltung, die mit ihrer systematischen Struktur, langfristigen Konzeption und Ausrichtung auf Effizienz vielfach Strukturprinzipien der Arbeitswelt ähnelt. Bezogen auf Werte wie Fleiß, Disziplin und Verzicht ähnelt die oft quälende Routine des Ausdauertrainings der protestantisch geprägten Arbeitsethik des Industriezeitalters. Am meisten verbindet den leistungsorientierten Freizeitsport und die Arbeitswelt jedoch die hohe Bewertung der individuellen Leistung, die im Wettbewerb mit anderen erbracht wird, also das Konkurrenz- und Leistungsprinzip (Schmid 1993).

und zum Teil auch Gottfried zum Ausdruck bringen. Einerseits stiftet das gemeinsame Training Sicherheit im Sinne von Kontinuität, andererseits kann man auch die Einsamkeit im Training eher vermeiden.²¹

10.5 Grenzen als variable Struktur und Ermöglichung von Freiheit

Für die InterviewpartnerInnen spielen die Suche nach und das Erfahren von Grenzen im Zusammenhang mit Laufen eine wesentliche Rolle: Die »Suche nach der Grenze« (Eva) oder »nach der Leistungsgrenze« (Gottfried) wird als Motiv für den Laufsport im Allgemeinen genannt. Andererseits sei Marathonlauf die »logische Konsequenz« (Hubert), »wenn man lange läuft«, sei es »die magische Distanz, die man laufen möchte« (Willy), denn man »möchte eine Stufe höher gehen« (Max). Die »magische Distanz« birgt jedoch ein gewisses Maß an Ungewissheit und Spannung, wie physische und psychische Grenzen bewältigt werden (Hubert). Max beschreibt das »Eine Stufe höher gehen«-Wollen als Ehrgeiz. Eva sieht im Marathonlauf eine Möglichkeit, im Sport auch ohne Gefahrenmomente und Angst ihre Grenze(n) zu suchen. In gewissem Sinn verbinde ich damit wiederum die Suche nach einer Struktur, an der man sich festhalten kann. Diese Grenzen werden zwar sehr wohl auch gefunden, allerdings mit der Erfahrung kombiniert, dass sie sich abhängig von verschiedenen Einflüssen »eigentlich irgendwo nirgendwo« befinden. Genau dies kann wieder als ein großes Stück Freiheit angesehen werden: Die Grenzen sind nicht fix und starr, sondern können überschritten, durchbrochen oder einfach nur sanft verschoben werden – sie vermitteln also sowohl Struktur als auch Freiheit und sich neu eröffnende Freiräume.

10.6 Masse, Zugehörigkeit und Wir-Gefühl

Alle InterviewpartnerInnen, die an einem Marathonlauf teilgenommen haben, nennen die Atmosphäre als einen Grund für ihre Teilnahme: Das Besondere daran sei die Masse an ZuschauerInnen, oft auch die Unterstützung von FreundInnen und Bekannten, die Masse der LäuferInnen – vor allem am Start und die in der Menge zu verspürende Euphorie auf den letzten zwei Kilometern; schließlich auch das Zusammengehörigkeitsgefühl. In einer Masse von anderen LäuferInnen mitzulaufen, bewirkt den GesprächspartnerInnen zufolge bei allen LäuferInnen ein ähnliches, mitreißendes (»high fly«)-Gefühl, das einen dazu verleite, schnell zu laufen, und das oft mit Schweben vergleichbar sein.

Man fühlt sich mit einer Masse von Gleichgesinnten verbunden, ohne besondere Verpflichtungen eingehen zu müssen. Die LäuferInnen erkennen sich untereinander u. a. durch bestimmte sprachliche Ausdrücke und Gewohnheiten. Kreitz (1996) spricht sogar von einem quasi-familiären Zusammenhalt.

Marathon birgt noch weitere zwei Elemente und zwei Bedürfnisse in sich: Das Mitlaufen und Untergehen in der Masse einerseits sowie andererseits und gleichzeitig

21 In unserer individualistisch geprägten Gesellschaft hat eine »Vereinsstruktur« zumindest im Laufsport immer weniger Bedeutung, weil Laufen ja allein, auch ohne feste/n PartnerIn bzw. in Form von »Lauftreffs« (informelle Gruppen von LäuferInnen) ausgeübt werden kann.

das Gefühl der Einzigartigkeit, hervorstechen. MarathonläuferInnen heben sich mit diesen Zuschreibungen und indem sie diese Distanz bewältigen, von den Anderen ab: Damit entsprechen sie dem in modernen westlichen Gesellschaften verbreiteten Bedürfnis nach Individualität und Einzigartigkeit, sie sind aber trotzdem Teil der Masse und stechen doch nicht zu sehr hervor. Beides wird gesellschaftlich als »konformer Nonkonformismus« gefordert und anerkannt (Elias 1987). Man fühlt sich klein und groß zugleich (Pramann 1999), ist sowohl extrem als auch Durchschnitt.

11. Resümee und Schlussfolgerungen

Marathonlauf eröffnet zahlreiche Spannungsfelder und Positionen, auf deren Basis es möglich ist, diesen Sport zu verstehen. In diesem Sinn kann man Marathonlauf selbst als ein Symbol sehen, das nahezu beliebig gelesen und verstanden werden kann. Es gibt verschiedene Ansichten und Wirklichkeiten, allerdings kristallisieren sich nach meiner Interpretation folgende zentrale Spannungsfelder heraus:

1. Leistungsorientierung des Bewerbs vs. scheinbare Nutzlosigkeit;
2. Geschlechterverhältnis;
3. Anpassung an gesellschaftliche Strukturen vs. Laufen als Rebellion;
4. Manipulation durch Wirtschaft und Gesellschaft vs. tatsächliches Gesundheitsbewusstsein;
5. perfekte »fit in«-Sportart vs. freie (Lauf-)Zeiteinteilung;
6. individuelle Einzigartigkeit vs. Verschwinden in der Masse.

Der offensichtlichen Leistungsorientierung des Bewerbs steht eine scheinbare Nutzlosigkeit und Unproduktivität des Trainings gegenüber: Einerseits kann das Laufen als eine Anpassung an die gesellschaftlichen Strukturen der Arbeitswelt mit der Möglichkeit einer Ersatzkarriere im Marathon interpretiert werden. Andererseits kann Laufen auch als Rebellion gegen eben diese Strukturen verstanden werden, indem man sich einen Freiraum ohne konkreten scheinbaren unmittelbaren Nutzen nimmt.

Das Spannungsfeld Geschlechterverhältnis existiert bereits in der Gesellschaft und kommt beim Marathonlauf erneut zum Ausdruck: Hier ist es ein Zeichen oder Symbol dafür, dass Männer und Frauen hinsichtlich ihrer Leistungen unterschiedlich eingeschätzt werden. Das gegenseitige Überholen ist für fast alle InterviewpartnerInnen ein Thema. Männer fühlen sich eher abgewertet, wenn sie von einer Frau überholt werden, oder verspüren die Tendenz, ihre eigene Leistung abzuwerten. Frauen hingegen berichten eher voller Genugtuung darüber, Männer zu überholen. Dabei scheint es im Rahmen des Sports um Macht zu gehen – auch um Definitionsmacht im Sinne, was weiblich sei und was nicht: Sobald eine Frau zu den SpitzenläuferInnen zu zählen ist, wird ihr ihre Weiblichkeit abgesprochen und hinterfragt, ob sie noch eine »richtige« Frau sei. Bewältigt aber eine dem heutigen (Weiblichkeits-) Ideal entsprechende Frau diese Distanz in einer sehr guten Zeit, so kann es durchaus vorkommen, dass die gelaufene Strecke »als nicht so schlimm« verniedlicht wird.

In Bezug auf das dritte erwähnte Spannungsfeld stellt sich die Frage, ob der Marathonlauf aufgrund gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Bedürfnismanipulation und

einer faktisch auferlegten Konsumorientierung so populär ist oder ob dafür ein tatsächliches Gesundheitsbewusstsein als Voraussetzung für das persönliche Wohlbefinden verantwortlich ist. Laufen ist auch deswegen so populär, weil man es nicht erlernen muss, es jederzeit und überall ausführen kann.

Marathon ist einerseits eine perfekte »fit in«-Sportart, die sich den flexiblen Arbeitsverhältnissen bzw. -zeiten sowie auch weiteren gesellschaftlichen Anforderungen an Flexibilität und Mobilität anpasst. Demgegenüber bietet der Marathonlauf auch die Freiheit, sich die Zeit nach Belieben einzuteilen, das Training ist frei von Zwängen, wie eingeschränkten Vereinszeiten in Turnhallen: Man kann allein und selbstbestimmt trainieren. Folgt man dem Gedankengang weiter, so ergibt sich aber wieder der Eindruck, dass man sich dabei der mehr oder weniger flexiblen Arbeitssituation anpassen muss. Marathon eröffnet demnach eine scheinbare Freiheit, weil man sich nur den Arbeitsbedingungen anpassen kann, dennoch wird im Rahmen dieser Bedingungen das Marathonlaufen als Freiheit erlebt. Laufen erfüllt auf jeden Fall eine Vielzahl von Bedingungen, die es ermöglichen, sowohl individuelle als auch gesellschaftlich bedingte Bedürfnisse zu befriedigen.

Der Marathon erfüllt im gewissen Sinn noch zwei weitere gesellschaftliche Anforderungen: Das Individuum ist einerseits angepasst, läuft in einer Masse gemeinsam mit vielen anderen im Rahmen eines organisierten und gesellschaftlich großteils akzeptierten Bewerbs. Marathon kommt mit seiner gut entwickelten Subkultur auch dem menschlichen Bedürfnis entgegen, »irgendwo dazuzugehören«. Gleichzeitig heben sich die TeilnehmerInnen an Marathonbewerben von der restlichen »Masse des Alltags« ab. Der Marathonlauf bietet die Möglichkeit, sich gegen das Unsichtbarwerden der eigenen Person im Alltag zu wehren, um nicht in der Anonymität der Masse unterzugehen. Er stellt einen direkten Zugang zur Öffentlichkeit dar, und ermöglicht die Begegnung von Individuen und kleinen Gruppen mit der Masse. Die TeilnehmerInnen können somit in ihrer Leistung als Einzelmenschen wahrgenommen werden, obwohl sie gleichzeitig in der Masse untergehen.

Doch ist die geleistete körperliche Anstrengung, das Zurücklegen der Marathonstrecke in der Regel auch für die Mehrheit jener verständlich, die nicht Marathon laufen. Dies ist vor allem deshalb so wichtig, weil Leistungen heute in der westlichen Welt oft nur als abstrakt, als Teil von etwas anderem angesehen, und von Unbeteiligten nicht als solche »verstanden« werden. Die Sprache des Körpers ist verständlich, unabhängig von der persönlichen Meinung zum Marathonlauf wird die zurückgelegte Distanz als Leistung wahrgenommen, oft sogar geschätzt und geachtet (Plessner 1975, Schwier 2000). Die LäuferInnen erfüllen beide von Elias (1987) beschriebenen Bedingungen: Sie sind Extreme im Durchschnitt.

Literatur

Altshul, Viktor (1981) *Should We Advise Our Depressed Patients to Run?* In: Sacks, Michael/ Sachs, Michael (eds.) *Psychology of Running*. Illinois, 50–57.

Birbaumer, Niels/ Schmidt, Robert (2003) *Biologische Psychologie*. Berlin/ Heidelberg/ New York.
Böhme, J. O. (1975) *Sport im Spätkapitalismus. Zur Kritik der gesellschaftlichen Funktion des Sports*

- in der BRD. In: Meinberg, Eckhard (Hg.) *Leistung in Sport und Gesellschaft*. Düsseldorf, 34–38.
- Brehm, Walter/ Zischang, Klaus (1997) *Vorwort*. In: Brehm, Walter (Red.) *Leistung im Sport – Fitness im Leben*. Hamburg, 17.
- Csikszentmihalyi, Mihaly (1999) *Das flow-Erlebnis*. Stuttgart.
- Elias, Norbert (1987) *Die Gesellschaft der Individuen*. Memmingen.
- Elias, Norbert/ Dunning, Eric (1981) *Sport im Zivilisationsprozess*. Münster.
- Flick, Uwe (1995) *Qualitative Forschung*. Hamburg.
- Froschauer, Ulrike/ Lueger, Manfred (1998) *Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme*. Wien.
- Greenberg, Jerald / Baron, Robert A. (1997) *Behavior in Organizations*. Prentice Hall, U.S.
- Kaschuba, Wolfgang (1989) *Sportivität: Die Karriere eines neuen Leitwerts*. In: Sportwissenschaft, 19. Jg., Nr. 2, 154–171.
- Kertesz, Istvan (1991) *Schlacht und »Lauf« bei Marathon – Legende und Wirklichkeit*. In: Nikephoros – Zeitschrift für Sport und Kultur im Altertum, Heft 4, 155–160.
- Keupp, Heiner (1999) *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identität in der Spätmoderne*. Hamburg.
- Kluge, Volker (1986) *Geschichte und Geschichten*. In: Cierpinski, Waldemar/ Kluge, Volker (Hg.) *Meilenweit bis Marathon*. Berlin, 7–109.
- Krämer, Harald/ Zobel, Klaus (1995) *Marathon*. Hamburg.
- Kreitz, Susanne (1996) *Marathon im Lebenslauf – Eine empirische Untersuchung*. Berlin.
- Lamnek, Siegfried (1993) *Qualitative Sozialforschung*. Band 2: Methoden und Techniken. Weinheim.
- Mayring, Philipp (1999) *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. Weinheim.
- Murray, Kevin D. (1985) *Justificatory Accounts and the Meaning of the Marathon as a Social Event*. In: Australian Psychologist, Vol. 20, Nr. 1, 61–74.
- Ottomeyer, Klaus (2000) *Die Haider Show*. Klagenfurt.
- Palzkill, Birgit (1991) *Was hat sexuelle Gewalt mit Sport (-abstinenz) zu tun? Körper und Bewegungsentwicklung in Gewaltverhältnissen*. In: Palzkill, Birgit/ Scheffel, Heidi/ Sobiech, Gabriele (Hginnen) *Bewegungs(t)räume*. München, 62–75.
- Perry, Samuel/ Sacks, Michael (1981) *Psychodynamics of Running*. In: Sacks, Michael/ Sachs, Michael (eds.) *Psychology of Running*. Illinois, 69–79.
- Pfister, Gertrud (1991) *Zur Geschichte des Diskurses über den weiblichen Körper (1880–1933)*. In: Palzkill, Birgit/ Scheffel, Heidi/ Sobiech, Gabriele (Hginnen) *Bewegungs(t)räume*. München, 15–30.
- Plessner, H. (1975) *Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft*. In: Meinberg, Eckhard (Hg.) *Leistung in Sport und Gesellschaft*. Düsseldorf, 8–19.
- Pramann, Ulrich (1999) *Marathon*. Augsburg.
- Rogers, Carl R. (1994) *Die nicht direktive Beratung*. Frankfurt.
- Scheffel, Heidi/ Sobiech, Gabriele (1991) »Ene, meine, muh, aus bist du?« *Die Rauman eignung von Mädchen und Frauen durch Körper und Bewegung*. In: Palzkill, Birgit/ Scheffel, Heidi/ Sobiech, Gabriele (Hginnen) *Bewegungs(t)räume*. München, 31–46.
- Schmid, Jürg (1993) *Arbeit, Persönlichkeit, Motivation und Engagement für Ausdauersport: Eine empirische Typologie von Triathletinnen und Triathleten*. Forschungsbericht der Universität Zürich.
- Schmidt, Doris (1991) »Schöner – Schlanker – Straffer«. *Überlegungen zu Gesundheit und Fitness*. In: Palzkill, Birgit/ Scheffel, Heidi/ Sobiech, Gabriele (Hginnen) *Bewegungs(t)räume*. München, 75–85.
- Schwier, Jürgen (1997) *Gewohnheiten des Körpers. Fitness zwischen Selbsterfahrung und Konsumorientierung*. In: Brehm, Walter (Red.) *Leistung im Sport – Fitness im Leben*. Hamburg, 167–168.
- Schwier, Jürgen (2000) *Sport als populäre Kultur: Sport, Medien und Cultural Studies*. Hamburg.
- Sonntag, Werner (1985) *Mehr als Marathon*. Aachen.
- Stoll, Oliver (2000) *Ausdauersport und psychologische Aspekte im Freizeit- und Breitensport*. In: Ziemainz, Heiko/ Schmidt, Ulf/ Stoll, Oliver (Hg.) *Psychologie in Ausdauersportarten*. Butzbach-Griedl, 8–36.
- Zachar, Alina (2003) *Extreme im Durchschnitt: Psychologische Aspekte des Marathonlaufs*. Diplomarbeit an der Universität Wien.

Kontakt: alina.zachar@gmx.at